

dtv

Als Isa Rosenberg nach einem schweren Autounfall aus dem Koma erwacht, ist sie Witwe – und kann den Tod ihres Mannes nicht wirklich tief betrauern. Roger war eine »gute Partie« und hat ihr und den inzwischen erwachsenen Kindern ein komfortables Leben ermöglicht. Doch sie ist für ihn immer das hübsche, unselbstständige Anhängsel geblieben. Nun auf sich allein gestellt, muss sich Isa in ihrer neuen Rolle als Witwe und Erbin einer Firmenhälfte zurechtfinden. Doch sie lässt sich nicht hängen und geht den Neustart beherzt an. Der junge Russe Yuri unterstützt sie in Haus und Garten, in Fragen der Firma ist Schwager Roderick zur Stelle. Aber rasch stellt sich heraus, dass nicht alles so ist, wie es scheint. Turbulente Verwicklungen nicht ausgeschlossen ...

*Ursula Schröder*, geboren 1957, ist Autorin erfolgreicher Frauenromane. Sie arbeitet als PR-Beraterin in ihrer eigenen »Text- & Ideenwerkstatt«, ist verheiratet und hat drei Kinder. Mehr unter [www.ursulaschroeder.de](http://www.ursulaschroeder.de)

URSULA SCHRÖDER

*Frau Rosenberg  
legt los*

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Ursula Schröder  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Schöner wohnen mit Mann (20992)  
Wochenlang kein Schönheitsschlaf (21080)  
Träum schön weiter (21118)  
Umzug ins Glück (21265)  
Alles auf Anfang, Marie (21375)

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



Originalausgabe 2014  
© 2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild: Torsten Wolber  
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen  
Gesetzt aus der Sabon Antiqua 10/12  
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21517-6

# 1

Berühmte letzte Worte haben meistens etwas Bewegendes. Churchill soll gesagt haben: »Was bin ich doch für ein Narr gewesen.« Oder Admiral Nelson, der Held von Trafalgar: »Gott sei Dank habe ich meine Pflicht getan!« Selbst wenn es nicht stimmt, bleibt doch ein gutes Zitat für die Nachwelt.

Die letzten Worte meines Mannes waren da deutlich weniger großartig. Sie lauteten: »Was bist du nur für eine blöde Kuh!«

Und damit war eindeutig ich gemeint. Genau wie mit seinem letzten verärgerten Blick. Und nicht die Frau, die uns hinter der Kurve mit einem riesigen silbrigen Auto auf der falschen Seite entgegenkam.

Das besorgte Gesicht meines Schwagers Roderick war das erste, was ich sah, als ich aufwachte. Das Ambiente um ihn herum erinnerte mich an eine Situation von vor knapp zwanzig Jahren, als ich bei der Geburt meiner Tochter einen Kaiserschnitt hatte: ungemütliche Beleuchtung, ein Krankenhausbett, eine Infusion in meinem Arm. Aber ich konnte mich gar nicht daran erinnern, noch mal schwanger gewesen zu sein. Und wieso saß dann nicht Roger da? Müsste er nicht der Vater sein? Jedenfalls kam sonst niemand in Frage, da war ich ziemlich sicher.

»Hallo Isa«, sagte Roderick mit deutlicher Erleichterung in der Stimme. »Erkennst du mich?«

Was für eine seltsame Frage nach einer Geburt. Sollte er mir nicht eher sagen, ob es ein Junge oder ein Mädchen war? Und wo war überhaupt das Kind? Lebte es vielleicht gar nicht?

»Wo ist es?«, fragte ich, und Rodericks Gesicht wurde einen Tick besorgter. »Wo haben sie es hingebracht? Hast du es gesehen?«

»Was denn, Isa?« Roderick beugte sich aufmerksam nach vorn.

»Hat Roger es?« Irgendwo musste er ja sein.

»Sag mir, was du meinst«, drängte Roderick.

Hatte ich gar kein Kind gekriegt? Warum war ich dann hier? Vorsichtig bemühte ich mich, eine Bestandsaufnahme zu machen. Oder vielleicht besser nicht, denn schon bei einer minimalen Bewegung tat mir mein Brustkorb so weh, dass ich beschloss, mich nicht mehr zu rühren. Mit den Zehen wackeln konnte ich aber. Völlig schmerzlos übrigens. Also hatten sie mir keine Peridurale gegeben. Oder sie war schon abgeklungen.

Verflixt, das war komisch. Ich war mir sicher, dass ich mich bei Maries Geburt sofort an alles erinnern konnte. Ich sah noch Rogers bewegtes Gesicht vor mir, als er mir mitteilte, dass es wirklich ein Mädchen wäre, dreitausendvierhunderteinundsiebzig Gramm und einundfünfzig Zentimeter, neun von zehn Punkten im Apgar-Test, und dass er jetzt doch der Meinung war, dass wir sie nach seiner Oma Josefine nennen sollten. Ich hatte mit knapper Not noch das ursprünglich vereinbarte »Marie« davorsetzen können.

Aber ich hatte mit Roger keine Namen ausgesucht. Ich wüsste auch, wenn ich wieder wie üblich drei Monate gekotzt und den Rest der Zeit ausgesehen hätte wie ein über-

dimensionales Überraschungsei. Eigentlich war ich auch viel zu alt für ein Kind, das hatte Roger schon festgestellt, als ich mit fünfunddreißig noch mal den kurzfristigen Verdacht hatte. Aber was war dann gewesen? Ich hatte mit Roger im Auto gegessen. Wir hatten irgendwas vor, für das ich hochhackige Schuhe trug und ... Filmriss.

»Wo ist Roger?«, fragte ich. »Musste er wieder geschäftlich weg?«

»Äh...«, machte Roderick verlegen. »Nicht direkt, nein.«

Wie ärgerlich, wenn Leute mir keine direkte Antwort geben! In diesem Fall musste ich einfach nachfragen. »Was ist denn los? Warum bin ich überhaupt hier?«

»Ihr hattet einen Unfall«, sagte er bekümmert. »Ein Geländewagen ist euch in den Kurven hinter Holtermühle frontal auf den BMW geknallt. Weißt du das nicht mehr?«

Irgendwie regte sich da eine Erinnerung, aber noch sehr vage. »Frontal auf den BMW? Das klingt nach Totalschaden.« Meine Stimme klang auch nach Totalschaden. Irgendwie rau und heiser.

»So kann man das sagen, ja.« Er sah extrem unglücklich aus.

»O je.« Ich kannte noch jemanden, den der Totalschaden am BMW äußerst unglücklich machen würde. »Da ist Roger sicher fix und fertig, oder?«

»So könnte man es auch ausdrücken«, sagte Roderick. Er holte tief Luft und beugte sich vor. »Isa, ich muss dir was sagen.«

Oh-oh. Er erinnerte mich fatal an unseren Sohn Roman, wenn er früher was ausgefressen hatte und es mir beichtete, damit ich es dann Roger sagen und mir dafür die Vorwürfe abholen konnte. Irgendwie war es immer auch meine Schuld gewesen. Insofern war ich gespannt, was Roderick mir da aufhalsen wollte. Ich runzelte schon mal

prophylaktisch die Stirn. Es tat ziemlich weh, also ließ ich es wieder.

»Isa«, begann er jetzt umständlich. »Bei diesem Unfall ... Also, das war ein ziemlich schlimmer Unfall, und Roger ... Dieser Geländewagen ist direkt auf euch zugekommen, und Roger ... Es war keine Chance mehr zum Ausweichen, und er hat es nicht ... er hat es nicht geschafft.«

«Er hat es nicht geschafft auszuweichen«, wiederholte ich etwas ungläubig. Das war nicht typisch für meinen Mann. Im Zweifelsfall schaffte er es sonst immer, das Ausweichen, ob es um Probleme ging oder unangenehme Fragen oder wenn er zu einem Klassenfest mitkommen sollte. Oder zum Geburtstag meiner Mutter.

»Das auch«, stotterte Roderick. Er holte noch mal Luft und fügte hinzu: »Aber vor allem hat er es nicht geschafft, diesen Unfall zu überleben.«

Das ließ mich jetzt erst mal sprachlos. Es dauerte eine Weile, bis mir die volle Bedeutung seiner Botschaft aufging. Nicht überlebt? Roger war tot? Roger, der immer davon überzeugt gewesen war, ich würde vor ihm sterben, weil ich mich eines Tages aus lauter Dummheit mit einem Bügeleisen oder dem Gasgrill selbst ins Jenseits befördern würde?

Wir starrten uns schweigend an. Ich, weil ich Zeit brauchte, um die ganze Ungeheuerlichkeit der Sache zu begreifen. Roderick, weil er vermutlich darauf wartete, dass ich in Tränen ausbrechen würde und er die Schwester rufen musste, damit sie mir was zur Beruhigung geben und er sich verkrümeln konnte.

Aber das geschah nicht. Ich hatte zu Rogers Lebzeiten schon viel zu viele Tränen seinetwegen vergossen. Er hatte zwar einen mühelosen Charme besessen, den er so gezielt einzusetzen wusste wie ein Bühnenbeleuchter einen Halo-

genspot, aber ebenso einfach konnte er ihn wieder abschalten und zu dem kleinkarierten Muffkopf werden, den er die meiste Zeit gab, wenn wir allein waren. Es war wie die Umkehrung des Märchens: Ich hatte einen Prinzen getroffen, der sich zusehends in einen Frosch verwandelt hatte.

Jetzt könnte man fragen, warum ich mich nicht schon längst von ihm getrennt habe. Die Kinder sind aus dem Haus, ich könnte durchaus mehr arbeiten als die paar Stunden im Gemeindebüro, und doch ... Und doch habe ich es nicht getan. Vor allem hat es damit zu tun, dass ich kein anderes Leben kannte. Statt wie die anderen nach dem Abi ins Ausland zu gehen oder ein Studium anzufangen, musste ich gleich heiraten wie eine höhere Tochter aus dem neunzehnten Jahrhundert. Oh nein, ich musste nicht, nicht in dem Sinne jedenfalls – Roman wurde ganz anständig nach dreizehn Monaten Ehe geboren –, ich wollte es. Meine Mutter wollte es auch. Unsere Gründe waren ganz ähnlich: Sie wollte mich nicht verlieren, und ich wollte Roger nicht verlieren. Ich war mir ziemlich sicher, dass unsere Beziehung es nicht überstehen würde, wenn ich irgendwo in Münster oder Heidelberg im Studentenwohnheim hockte, während er von zuhause aus sein Fachhochschulstudium abschloss. Ich hatte Angst, er würde sich eine dumme Nuss wie Tini Breitenbecker in seinen Golf GTI einladen, deren monatliches Kosmetik- und Kleiderbudget ungefähr meinem Jahresetat entsprach und die nicht zögerte, davon schamlos Gebrauch zu machen.

Hätte ich ihn bloß gelassen. Mir wäre eine Menge Kummer erspart geblieben, aber das wusste ich mit neunzehn noch nicht. Meine Mutter hätte es mir sagen sollen, aber die war wie gesagt genauso erpicht darauf, dass ich mir ein phänomenales Brautkleid aussuchte, in der Markuskirche den Sohn von Robert Rosenberg heiratete (»Sie wissen doch, der von der Firma RoRo, der Junge steigt da

ein, sobald er seinen Ingenieur gemacht hat«) und mit ihm in eine gediegene Eigentumswohnung einzog. Nur vom Feinsten, keine Frage. Alle waren begeistert.

Ich hätte es besser wissen sollen. Wenn man schon vor der Hochzeit Angst hat, man würde den Kerl an eine Frau wie Tini Breitenbecker verlieren, dann macht das ein Ehe-ring auch nicht besser. Wobei ich keinen Grund hatte, an Rogers ehelicher Treue zu zweifeln. Aber Untreue ist nicht der einzige Weg, eine Ehe unglücklich zu machen. Es reicht schon, wenn man immer wieder von seinem Mann erfährt, dass er einen für dumm und unfähig hält, dass man keinen Anspruch darauf hat, Details aus der Firma zu erfahren, weil man sie ja sowieso nicht versteht, und dass man auf keinen Fall allein Anschaffungen tätigen sollte, die über den Wert einer Kartoffelreibe hinausgehen.

Meine Freundinnen beneideten mich deswegen. Ich hatte es gut, weil ich meine mit wenig Enthusiasmus bei RoRo begonnene Bürolehre nach Romans Geburt nicht wieder aufzunehmen brauchte, weil ich nach Maries Geburt aus der schicken Eigentumswohnung in ein noch schickeres Haus zog und weil mein Mann es sich nach wie vor nicht nehmen ließ, mich auf meinen Shopping-Touren zu begleiten und äußerst spendabel mit Designermode seiner Wahl auszustatten, damit ich bei eventuellen Geschäftsessen vorzeigbar war. (Auch wenn Tini nicht in die engere Wahl gekommen war, hat die Boutique ihrer Mutter definitiv von unserer Hochzeit profitiert.)

Einmal sagte eine Verkäuferin zu ihm: »Ihre Frau hat eine Figur wie ein Püppchen!« Ich denke, sie hat das nett gemeint. Sie hatte in jeder Beziehung recht: Ich war klein, als ich Roger heiratete, und er hatte dann alles getan, um mich kleinzuhalten. Ich hatte ihn gewähren lassen, weil ich nicht wusste, was ich stattdessen hätte tun sollen. Und ab und zu konnte er ja auch umwerfend charmant

sein, großzügig und witzig. Nur eben nicht immer. Und man konnte nie sicher sein, welcher Roger am Abend nach Hause käme: der Champagnercocktail oder die saure Gurke.

Aber nun würde überhaupt kein Roger mehr nach Hause kommen, begriff ich. Ich würde endlich tun und lassen können, was ich wollte, ich... Nein, so fühlte es sich nicht an. Mein augenblicklicher Zustand vermittelte mir eher den Eindruck, ich könnte relativ wenig tun und müsste vieles lassen. Atmen ging gerade noch so.

Bevor ich weitere Fragen stellen konnte, erschien ein weißbekittelter Fremder mittleren Alters am meinem Bett und warf Roderick fragende Blicke zu. »Haben Sie mit ihr gesprochen?«

»Na ja ...«, sagte Roderick verlegen. »Sie scheint inzwischen bei vollem Bewusstsein zu sein.«

An seinem schuldbewussten Gesichtsausdruck erkannte ich, dass er mir vermutlich noch nichts von Rogers Tod hätte erzählen sollen. Der Mediziner neben ihm sah ziemlich vorwurfsvoll aus. Aber das war ja klar. Im Zweifelsfall haben immer die anderen was falsch gemacht.

Jetzt wechselte der vorwurfsvolle Blick zu huldreicher Milde und wandte sich mir zu. »Frau Rosenberg, Sie haben uns ja ein paar Tage ziemlichen Kummer gemacht!«

Ah ja, er hatte also auch an mir was auszusetzen. Ich sah ihn ratlos an. »Wieso?«

Er entschloss sich, den guten Onkel Doktor zu geben, und setzte sich auf meine Bettkante. »Ja, Frau Rosenberg, Sie sind nun schon seit sechs Tagen bei uns. Wir mussten Sie in ein Koma versetzen, damit Sie sich besser von Ihrem Unfall erholen. Sie bekommen immer noch Schmerzmittel. Wie fühlen Sie sich?«

Wenn ich mich vorher schon schlecht gefühlt hatte, dann fühlte ich mich jetzt absolut grauenvoll. »Sechs Tage?«,

krächzte ich schockiert. Ich hatte sechs Tage meines Lebens hier verbracht und konnte mich an nichts erinnern?

Der Onkel Doktor erklärte mir, was ich alles hatte. Mehrere Rippenbrüche. Schnittwunden im Gesicht, weil der Airbag mir Glassplitter in die Haut gedrückt hatte. Leichte Verbrennungen am Arm, ebenfalls wegen des Airbags. Und das waren erst die unerheblichen Kleinigkeiten. Dazu kamen noch ein paar unaussprechliche Dinge, die eine Operation notwendig gemacht hatten, bei der ein Teil meiner Milz entfernt werden musste. Meine Stimme war so heiser, weil ich bis vor kurzem einen Schlauch im Hals gehabt hatte. So gesehen war es vielleicht besser, dass ich das nicht alles mitbekommen hatte. Und ich war auch keineswegs unzufrieden, dass ich weiterhin Schmerzmittel bekommen sollte, denn während sich so eine Aufzählung doch recht sachlich anhört, fühlt sie sich auf keinen Fall so an. Im Gegenteil. Ich hatte eigentlich schon genug vom Aufwachen.

Nachdem der Onkel Doktor mir fürsorglich die Hand getätschelt und alle möglichen graduellen Verbesserungen in Aussicht gestellt hatte, riet er mir noch, nicht so viel zu sprechen, und eilte davon.

Dafür rückte Roderick wieder näher an mein Bett und setzte das tröstliche Händetätscheln fort. Er erzählte mir, dass er Marie in Australien erreicht hätte, wo sie gerade nach dem Motto »Job and Travel« durch die Outbacks trampelte. Er hatte ihr zugeredet, ihr Ticket noch nicht umzubuchen, sondern erst mal abzuwarten und sich regelmäßig nach meinem Befinden zu erkundigen. Und Roman steckte in Berkeley mitten in irgendwelchen Prüfungen, die er auf keinen Fall absagen konnte, deshalb hatte sein Onkel ihm etwas Ähnliches gesagt. Dann berichtete Roderick etwas zögerlich, dass er in Bezug auf seinen toten Bruder eine Entscheidung hatte treffen müssen. Und die

hatte so ausgesehen, dass Roger inzwischen verbrannt worden sei und wir die Urnenbeisetzung nachholen könnten, sobald ich wieder bei Kräften wäre und die Kinder zurück in Deutschland seien.

Das klang alles irgendwie sehr gradlinig. Da musste ein Haken sein. Und obwohl ich mich schon wieder sehr müde fühlte, fiel es mir ein. »Die Firma«, flüsterte ich. Die brauchte doch beide Brüder. Was machte er denn jetzt, nachdem es keinen Techniker mehr gab?

Roderick lächelte mich an. Eigentlich hatte ich die Augen zumachen wollen, weil sie offen zu halten sehr viel Kraft kostete, aber dieses Lächeln musste ich einfach sehen. Das überraschte mich. Aber vermutlich lag es daran, dass es einfach guttat und ich in letzter Zeit nicht viel Gutes erlebt hatte.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte er zu mir. »Ich kümmer mich um alles.«

Auch nachdem er gegangen war und ich langsam wieder in einen schläfrigen Zustand abdriftete, stand mir dieses Lächeln noch sehr präsent vor Augen, warm und tröstlich. Ich durfte es keinem sagen, aber ich war froh, dass es nicht diesen Rosenberg-Bruder erwischt hatte.

Die nächsten Tage schlichen so unerfreulich dahin, dass ich mir seitdem viel Mühe gegeben habe, sie ebenso zu vergessen wie die sechs Tage nach dem Unfall. Nun behaupteten die Ärzte, es gäbe durchaus die Chance, dass ich mich an Details erinnern könnte, aber warum sollte ich das wollen?

Meine Hauptbeschäftigung bestand darin, möglichst Schmerzen zu vermeiden und an nichts zu denken. Vor allem nichts Unangenehmes. Das Highlight des Tages war Rodericks Besuch – tatsächlich, er kam so gut wie täglich. Die Male, die er seine Gattin Sandra als Vertretung schickte, waren immer eine Riesenenttäuschung, aber zum Glück kam das selten vor, denn Sandra musste sich in erster Linie um ihre Kinder kümmern: Natalie (meiner Rechnung nach vierzehn) von der Klavierstunde zur Reitstunde und von da aus zum Malunterricht chauffieren. Sie dazu zwingen, die doppelte Menge der verordneten Hausaufgaben zu machen, damit bei der Klassenarbeit nicht nur eine simple Eins ohne Plus herauskam. Die vierjährige Emily ebenfalls zu solchen Höchstleistungen erziehen. So wie ich Sandra kannte, würde ihr das auch gelingen. Schließlich war es ihr gelungen, Roderick zu heiraten, gleichzeitig ein Top-Examen als Gymnasiallehrerin zu machen und einen so klinisch reinen Haushalt zu führen, dass man mich bei erhöhter Infektionsgefahr

vermutlich dorthin verlegen würde. Was der Himmel verhüten mochte.

Obwohl ich dann Roderick noch häufiger zu sehen kriegen würde ... Ja, ich gebe es zu. Ich konnte nicht vermeiden, mich ein wenig in meinen Schwager zu verlieben, weil er – äußerlich wie innerlich – alle positiven Eigenschaften seines Bruders aufwies, ohne gleichzeitig die negativen zu besitzen. Er war ehrgeizig, aber ohne Rogers Überkorrektheit, gut aussehend ohne diese unerträgliche Eitelkeit, humorvoll ohne Zynismus und natürlich rundum freundlich und liebenswert. Kurzum, er war einfach perfekt. Und dann kam er noch fast jeden Tag zu Besuch!

Dass es mir besser ging, merkte ich daran, dass ich begann, mich nachmittags ab vier mühsam ins Bad zu schleppen, um mir die Haare zu bürsten und etwas Lippenstift aufzulegen, denn meistens kam er gegen fünf. Er brachte mir Zeitschriften mit, die ich nur deshalb las, weil ich mich darüber mit ihm unterhalten konnte. Er erzählte mir Dinge aus der Firma – was Roger meistens vermieden hatte – und fragte mich dann, was ich davon hielt. Weil ich nicht zugeben wollte, dass ich davon keine Ahnung hatte, hielt ich mich meistens mit allgemeinen Floskeln über Wasser. Zum Beispiel auch, nachdem er mich irgendwann mal ganz vorsichtig fragte, ob mir Roger Näheres über das Kalteis-Projekt erzählt hätte. »Das Kalteis-Projekt? Na, dazu muss ich ja wohl nichts sagen, oder?«

Dass dies aber kein Standardthema war, merkte ich an seiner Reaktion. Mit einer nervösen Bewegung rückte er nach vorn, kniff die Augen leicht zusammen und fragte: »Aber er hat dir davon erzählt?«

»Lass mich überlegen«, sagte ich, um Zeit zu gewinnen. Das Stichwort schien irgendwie schwerwiegender zu sein als andere Sachen. Ich fand aber keine Verbindung. Kalteis hätte ein Schauspieler sein können oder eine Mode-

marke oder ein technisches Verfahren, ich hatte keine Ahnung. Aber wie sollte ich ihm das beibringen, ohne ihn zu enttäuschen? Er sah so angespannt aus.

»Ist das wichtig?«, fragte ich vorsichtig.

»Ziemlich wichtig«, sagte Roderick, und das sah ich auch seiner Miene an. »Es könnte sein, dass die Zukunft der Firma davon abhängt.«

Die Zukunft der Firma. Mir dämmerte etwas, das ich bisher verdrängt hatte ... Schon Roger hatte angedeutet, dass die Firma in Schwierigkeiten steckte. Natürlich hatte er mich für zu blöd gehalten, um mich in die Details einzuweihen, zumal ich überhaupt keine Ahnung hatte von einem hochtechnologisierten Gerätebau, aber dass es in letzter Zeit geknirscht hatte, das hatte er mir nicht völlig vorenthalten können. Aber Kalteis ... Kalteis ... Ich schloss die Augen und runzelte die Stirn. Das konnte ich inzwischen wieder, ohne dass an jeder Ecke irgendwelche Krusten ziepten. Mein Gesicht zumindest war ganz ordentlich wiederhergestellt. Das war auch gut so. Hätte es so ausgesehen, wie sich mein Brustkorb nach wie vor anfühlte, dann hätte man es mit einem Tuch abdecken müssen.

Ich öffnete die Augen, als Roderick jetzt noch näher kam und meine Hand ergriff. Ach, wenn er das doch regelmäßig täte. Sein Gesichtsausdruck war sehr besorgt. »Tut mir leid, Isa«, murmelte er. »Beunruhige dich nicht. Der Arzt hat gesagt, gelegentliche Erinnerungslücken sind ganz normal. Das wird wieder.«

Da war ich mir nicht so sicher. Vermutlich hatte ich niemals etwas Genaues zum Thema Kalteis gewusst, und wo nichts gewesen war, da würde auch nichts wieder.

Aber während ich noch mit mir kämpfte, ob ich ihm das erklären sollte, kam Mona und machte diese Überlegung überflüssig.

»Hallo!«, tönte sie schon von der Tür aus. »Wie ich sehe, wirst du gut betreut!«

Roderick schoss wie von der Tarantel gestochen hoch. Schade eigentlich. »Mona!«, rief er aus. »Schön, dass du kommst! Ich wollte sowieso gerade gehen.«

So hatte ich mir das nicht gedacht, aber mich fragte – wie so oft in meinem Leben – mal wieder keiner. Roderick und Mona tauschten die Plätze, und ich versuchte freundlich auszusehen.

Mona ist meine Cousine und sozusagen das genaue Gegenstück von mir: blond, langbeinig, auf burschikose Weise sexy, mit strahlend blauen Augen und einem ebenso strahlenden Lächeln, das sie vor allem einsetzt, wenn sie jemanden zu etwas überreden will, und das will sie oft. Meistens gelingt es ihr auch. Wenn man mit ihr zusammen ist, muss man quasi aufpassen, wohin man tritt, weil ihr die Kerle nur so zu Füßen liegen. Das macht das Zusammensein mit Mona in der Öffentlichkeit für Mauerblümchen-Typen wie mich oft schwierig. Auch das mag ein Grund gewesen sein, warum ich mit Roger verheiratet blieb: lieber einen wenn auch launischen Spatz in der Hand als all diese unerreichbaren Mona-Opfer im Tagebuch – oder wo immer die unrealistischen Träume erfasst wurden. Ich hatte nie eins, weil Roger es bestimmt gelesen hätte.

Weil uns nicht nur einige Jahre im Alter, sondern auch fast zwanzig Zentimeter in der Höhe trennen, kann niemand glauben, dass wir auch nur den Bruchteil eines Genpools gemeinsam haben, aber wir waren nicht nur verwandt, sondern sogar recht gut miteinander befreundet. Mona war vermutlich der einzige Mensch, auf den ich mich verlassen konnte.

Sie hatte kaum Platz genommen, da sprudelte es schon aus ihr heraus: »Isa, ich hatte eine Idee, die auf einen Schlag gleich mehrere Probleme löst.«

»Was denn für Probleme?« Ich war noch nicht damit versöhnt, dass sie Roderick vertrieben hatte, und dann fing sie auch noch mit Problemen an.

»Na ja ... zum einen wirst du ja noch Hilfe brauchen, wenn sie dich nach Hause lassen. Du solltest wirklich nicht allein in diesem Haus sein, findest du nicht auch?«

»Meinst du?«, sagte ich ratlos. »Nun ja. Ich denke, weder Marie noch Roman werden dauerhaft bei mir wohnen bleiben.« Ich stellte mir allerdings vor, dass es angenehmer sein würde, grundsätzlich ohne Roger zu leben, als immer gespannt sein zu müssen, wie er gerade gestimmt war. »Ich brauche nur am Anfang ein bisschen Hilfe, schätze ich.«

»Aber genau das meine ich!«, rief Mona. »Und dafür habe ich genau den Richtigen!«

»Genau den Richtigen?«, wiederholte ich verständnislos. Der Richtige – das klang nach Mann. Ich hatte eher an eine Putzhilfe gedacht. Und das waren doch meistens Frauen.

Mona nickte eifrig. »Doch, glaub mir, das ist bestimmt eine tolle Sache. Yuri ist ein ganz Lieber, der macht garantiert alles für dich.«

»Yuri?«

»Das ist ein Kollege von mir«, erklärte sie. »Der hat etwas Pech gehabt. War ursprünglich Werkzeugmacher und bekam dann eine Allergie gegen Schmierstoffe. Und statt sich direkt vom Arbeitsamt eine Umschulung bezahlen zu lassen, hat er seinen Job geschmissen und ist Waldarbeiter geworden.«

»Halt«, unterbrach ich sie verwirrt. »Bist du jetzt in die Forstwirtschaft gewechselt, oder was habe ich verpasst? Sagtest du nicht, das wäre ein Kollege von dir?« Soweit ich wusste, arbeitete Mona in Kopenhagen als Büroangestellte in einem größeren Unternehmen.

»Kommt noch«, versicherte sie unbeirrt. »Lass mich der Reihe nach erzählen. Also, Yuris Bruder arbeitet mit so einer Waldarbeiterkolonne und hat ihn dann da auch mit hingenommen. Nach diesem Kyrill-Sturm gibt es für die immer noch viel zu tun. Das Dumme ist nur, dass diese Typen sich immer gegenseitig in Schlägereien verwickeln, und deshalb hatte Yuri ein Verfahren wegen Körperverletzung am Hals.«

»Und ich dachte bis jetzt, das wäre ein ganz Lieber?«, warf ich etwas sarkastisch ein.

»Doch, das ist er bestimmt«, behauptete Mona mit dem Brustton der Überzeugung. »Der ist da nur von den anderen mit reingezogen worden. Sein Bruder ist echt die Härte, aber Yuri ist nett. Er braucht unbedingt eine Chance.«

Und ich brauchte eher eine Putzfrau als einen gewalttätigen Forstarbeiter. »Mona, ich glaube nicht ...«

»Lass es mich zu Ende erklären«, bat sie. »Yuris Mutter putzt bei meinem Chef und hat ihm ihr Leid geklagt. Daraufhin hat der sich da ein bisschen reingehängt und ihm eine Stelle in der Qualitätsprüfung angeboten. Vorigen Monat hat er dafür mit der Abendschule angefangen, und er macht sich ganz gut.«

»Schön für ihn«, sagte ich. »Aber was hat das mit mir zu tun?«

»Na ja«, sagte Mona und verzog das Gesicht. »Die Sache ist, dass er deswegen Bewährung gekriegt hat, weißt du. Die Auflage umfasst, dass er diese Stelle nicht verliert und sich nichts mehr zuschulden kommen lässt, aber sein Bruder hat dafür nicht so besonders viel Verständnis, deshalb muss er unbedingt weg von zuhause. Die Verhältnisse bei denen sind ... etwas schwierig. Der Vater ist Frührentner, der älteste Bruder säuft, und der mittlere ist dieser Waldschrat. Die Mutter arbeitet von

morgens bis abends, vermutlich hat sie mehr Putzstellen als Paris Hilton Sonnenbrillen, und Yuri war ihr Hoffnungsträger. Hat einen anständigen Realschulabschluss gemacht, dann die Ausbildung, und jetzt wird er von seinem Bruder und dessen Kumpels schikaniert, damit er wieder mit in den Wald kommt. Seine einzige Chance ist, wenn er zuhause ausziehen und woanders wohnen kann.«

War das nicht eher ein Fall für das Jugendamt? »Sag mal, Mona, wie alt ist denn dieser Knabe?«

»Neunundzwanzig«, erwiderte sie.

Das war eine Überraschung. »Und da wohnt der noch bei seinen Eltern?« Das taten doch eigentlich nur Mutter-söhnchen oder Totalversager. Vermutlich würde ich das tun, wenn ich nicht geheiratet hätte. Aber ein russischer Waldarbeiter ...?

»Die brauchen das Geld«, sagte Mona. »Deswegen wollte er auch keine eigene Wohnung nehmen, sagt er. Mit dem, was seine Mutter durch Putzen verdient und sein Vater an Rente hat, kommen sie kaum hin. Dimitri – dieser Bruder aus der schlagenden Verbindung – hat jede Menge Schulden.« Sie nahm einen mitleidvollen Blick an. »Es gibt nun mal Leute, die leben auf der Schattenseite des Lebens.«

»Und du möchtest dafür sorgen, dass dieser Typ auch mal an die Sonne kommt?«

So weichherzig kannte ich Mona sonst gar nicht. So manipulativ allerdings schon.

»Hör mal, er hat eine Chance verdient. Er ist wirklich nett, glaub mir. Und du brauchst doch Hilfe, Isa. Du darfst erst mal nichts tragen und sollst dich schonen.«

»Und du denkst, dieser Yuri würde mir die Wäsche aufhängen und die Getränke besorgen? Sind Russen dafür nicht viel zu chauvinistisch?«